

Festivalkritik: Lockenhaus

Tierisch gute Musik



Alexander Lonquich Foto: Francesco Fratto

Lockenhaus – noch immer anders. Teil I

Derek Weber

(Lockenhaus, im Juli 2014) Lockenhaus ist immer noch eine Reise wert. Zwei Jahre nach Gidon Kremers Rückzug besticht das Kammermusikfestival (auch wenn das Zeitbudget zuweilen angespannt ist – schon der Beginn verzögerte sich um fast 90 Minuten) durch eine intelligente und abwechslungsreiche Programmierung und den frischen Wind, der aus der künstlerischen Mischung aus älteren und jungen Musikern und älterer und neuester Musik entsteht. Das Motto des diesjährigen Festivals, "Fiction", muss man wohl eher locker als eng zur Kenntnis nehmen. Und es ist auch immer Platz für Improvisation: Am dritten Tag war eine Jam Session mit dem Benjamin-Schmidt-Trio angesetzt. Am zweiten Tag machte die Fußballbegeisterung der Musiker und des Publikums eine Verschiebung des Konzertbeginns notwendig. Das gibt es wohl nirgendwo sonst.

Und zum Unterschied zu den Wiener Festwochen und den Salzburger Festspielen war dem Jahr 1914 ein Konzert gewidmet, in dem Werke aus dem Jahr des Weltkriegsbeginns aufgeführt wurden. Zwei davon – Janáčeks Violinsonate und Ravels Klaviersonate – wurden sogar unmittelbar im Sommer 1914 geschrieben. In Salzburg findet sich eine ähnliche Referenz nur ganz versteckt und nicht explizit gemacht im Konzert der Wiener Philharmoniker unter Daniel Barenboim, der Max Regers deutsches Hebbel-Requiem aus dem Jahr 1915 ins Programm genommen hat.

Dabei sah es anfangs in Lockenhaus gar nicht so rosig aus. Franz Schuberts Oktett wirkte - fahrig und ruppig gespielt – irgendwie improvisiert und war zudem etwas unglücklich vermengt mit der szenisch gemeinten Lesung eines Textes des Finnen Juha Siltanen ("Das Oktett. Acht Impressionen zu Franz Schubert"), der - in der Wohnung von Schuberts Freund Schober angesiedelt – Schubertsche Befindlichkeiten auszuloten versuchte. Was Regie und Ausstattung dazu beigetragen haben, blieb unerschlossen. Umso erstaunter nahm man zur Kenntnis, dass man Schuberts Oktett auch willkürlich zerreißen und mittendrin eine Pause ansetzen kann, was dazu führt, dass man danach nie wieder zu Schuberts Musik zurückfinden kann.

Aber der Zorn darüber hielt nicht lange an. Am nächsten Morgen wurde man durch Giuseppe Tartinis "Teufelstriller"-Sonate, gespielt von Ilya Gringolds plus Continuo, versöhnt und von Henry Purcells Phantasien sowie einer größer besetzten Instrumentalsuite aus "The Fairy Queen" verzaubert. Nicht nur in diesem Stück sah man die quirlige Kunstfertigkeit des Cembalo-Spielers Jonathan Cohen eher, als dass man sie hörte. Die Kirche von Lockenhaus ist wahrlich kein guter Ort für den feinen Klang dieses alten Instruments.

Clemens Hagen zeigte mit zwei Beethoven-Sonaten, wie zupackend man Cello spielen kann und wie sehr auch ein eher traditioneller Zugang zur Klassik noch immer zu überzeugen vermag. Und das Trio Kuusisto, Nicolas Altstaedt und Alexander Lonquich führte mit sensibler Umsicht vor, wie verschieden von Beethoven schon im Ansatz die Schubertsche Kammermusik angelegt ist. [\[nächste Seite\]](#)